

Michel [Fortsetzung]

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **6 (1953-1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Michel

EINE ERZÄHLUNG VON HERBERT KUHN

Copyright Chr. Kaiser Verlag München

2

«Tupfen», sagte der Arzt, der einen Kopfschuß vor sich liegen hatte. Er stand auf einer dunklen Erhöhung.

Der Kopfschuß stöhnte tief aus dem Magen. Die Nadel knirschte in der Schwarte des Schädels.

«Tupfen», sagte der Arzt.

Beiderseits der mechanisch arbeitenden Hände flackerten zwei Kerzenstümpfe. Neben dem Tisch häufte sich ein Berg von blutigen Verbänden. Vielleicht lag es an dem unruhigen Flackern der Kerzen, vielleicht auch an der verbissenen Art seiner Hantierung, was den Arzt so gespenstisch verzerrte. «Tupfen», sagte er.

Die Nadel zerbrach.

«Neue Nadel», sagte der Arzt. Sein Mund arbeitete wie seine Hände: mechanisch. «Wieviele Schlitten stehen noch draußen, Abraham?», fragte er.

«Ein halbes Hundert etwa.»

«Wieviele leben noch auf den Schlitten?»

Der Kopfschuß stöhnte wieder aus dem Magen.

«Die Hälfte vielleicht», sagte Abraham.

«Tupfen», sagte der Arzt.

Aber die Wunde blutete zu heftig. Dünn und schnell floß es an den Schläfen des Mannes herunter, rann eilig über das Wachstuch und tropfte auf den Boden.

«Neuen Tupfer», sagte der Arzt.

Die Schwester suchte nach einem anderen Tupfer. Sie fand keinen mehr. Sie mußte an die Verbandskiste.

Michel, dessen mißtrauische Augen gebannt an dem Arzt hingen, lächelte plötzlich. Es war ein grinsendes, wildes Lächeln.

Abraham legte ihm sanft die klobige Hand auf den Mund. Doch das Grinsen sprang in seine großen, dunklen Augen. Ein hämischer Funke glühte in ihnen auf und fraß sich an die Oberfläche. Da legte sich Abrahams große Hand auch über die grinsenden Augen.

«Tupfen», sagte der Arzt und blickte auf. Er schielte vor Erschöpfung. «Hildegard, wo bist du?», fragte er. «Ich kann nicht mehr arbeiten vor Blut.»

«Wir haben keine Tupfer mehr», sagte die Schwester. Müde kniete sie neben der Kiste, die vor dem Tisch in der Ecke stand.

«Nimm einen alten, Hildegard. Schnell, schnell. Tupfen.»

Ein schneeweißer Tupfer senkte sich in die Wunde, auffallend leicht und gewandt für die dicken Finger, die Abraham an seiner ungeschlachten Hand hatte.

Die Schwester ließ die Kiste zuklappen und setzte sich auf den Deckel. Das Gesicht unter den blonden, verwirrten Haaren wurde sehr still. Sie hatte sich an den kleinen Ecktisch gelehnt. Ueber ihrem Kopf lag eine aufgeschlagene Bibel. Vor der Bibel lagen zwei Ringe.

«Der Nächste», sagte der Arzt.

Abraham wollte den Kopfschuß herunterheben.

Der Arzt hielt ihn unvermittelt zurück.

Die schmerzverkrampften Finger des Verwundeten lösten sich langsam und öffneten sich. Der Arm mit der geöffneten Hand sank herab und baumelte wie das Pendel einer Uhr, die abgelaufen ist. Dann blieb der Arm stehen.

«Der Nächste», sagte der Arzt bitter.

Abraham hob den Toten herunter, als wäre er mit Federn gefüllt gewesen, und trug ihn nach draußen. Es war ohnehin zu wenig Raum in der Hütte.

Der Arzt starrte an seinem rotverschmierten Gummischurz herab. Als er mit dem Aermel das Blut von dem Wachstuch gewischt hatte, starrte er auf seinen Aermel. Dann erstarrte er vollends, als wäre er im Stehen gestorben. Er belebte sich erst wieder, als Abraham Michel auf den Tisch legte.

«Du könntest eigentlich die Schwester bis morgen vertreten, Abraham», sagte der Arzt. «Sie kann nicht mehr.»

«Ich muß weg, Herr Stabsarzt.»

Der Arzt stützte die Ellenbogen schwer auf den Tisch. Dann blickte er auf die Schwester. Sie schien eingeschlummert zu sein. In die verzweifelten Augen des Arztes trat ein goldener Schimmer aus Mitleid, Verehrung und Liebe. Er stöhnte. «Wieviel werden es morgen sein, Abraham?», fragte er und half beim Freimachen der verwundeten Schulter.

«Tote oder Schlitten?»

«Schlitten.»

Abraham legte vorsichtig die Wunde frei. Sie hatte stark geblutet. Auch jetzt blutete sie wieder.

Michel zitterte vor Kälte.

«Tupfen», sagte der Arzt. «Der arme Kerl hat eine Masse Blut verloren. Habt ihr noch Blut im Lazarett?»

«Ich weiß nicht.»

«Ohne frisches Blut ist er verloren.»

In diesem Augenblick öffnete Michel wieder die Augen. Sie glühten auf wie schwelendes Holz, in das man bläst. «Hoffentlich», sagte er.

«Was — hoffentlich?»

«Verloren.»

Der Arzt wurde aufmerksam. Vielleicht war er erstaunt, daß die Menschen außer ihren Wunden auch noch ein Gesicht hatten. Jedenfalls fesselte ihn das bleiche Knabengesicht. Für einen Augenblick vergaß er sogar die Hand mit der Sonde. «Armer Kerl», sagte er. «Auch einer von denen, die viel zu jung waren.»

«Zu jung, ja», sagte Michel. «Aus Milch und Blut noch. Aber die Milch ist sauer geworden und das Blut ist zum Teufel.»

Der Arzt konzentrierte sich wieder auf die Schulterwunde. Er arbeitete schnell, mechanisch und geschickt. «Der Nächste», sagte er. «Ich muß jetzt aber weg», wiederholte Abraham zögernd.

«Warum warst du eigentlich gekommen?»

«Die Fieberkranken wollte ich holen.»

«Habt ihr denn immer noch Medikamente?»

«Ein paar Spritzen und Pillen. Nachschub kommt ja kaum noch durch.»

«Wieviel Aerzte habt ihr denn noch?»

«Einen. Den vorletzten haben wir gestern begraben.»

«Wieviel Schwestern?»

«Keine», sagte Abraham und blickte die Schwester an, als hätte sie mit ihm gesprochen. «Jetzt muß ich aber wirklich zurück. Mein Saal liegt voll von Leuten, die alle sterben wollen. Und sie haben nicht einmal eine Schwester, wenn sie sterben.»

«Wo bleibt der Nächste?», fragte der Arzt.

Abraham ging nach draußen.

Der Arzt blickte wieder auf die Schwester.

Das Gesicht der Schwester schimmerte in der trübe erhellten Hütte wie eine weiße, fremde Insel, auffallend unberührt und blumenhaft. Es war wohl ihr geheimnisvolles Lächeln, das ihr Gesicht so hell erblühen ließ. Bei näherem Hinsehen indessen entdeckte man, daß ihr Gesicht mager und ausgezehrt war wie bei Menschen, die hart gegen sich selber sein und sich fortgesetzt überfordern müssen. Aber das Lächeln machte ihre Züge milde und still.

Der Arzt konnte weiter arbeiten. Auf dem Tisch lag der Nächste.

Abraham wühlte in seiner Tasche und holte eine Uhr hervor. «Für mich wird es endgültig Zeit», sagte er. «Wir haben nämlich keine Schwester. Und wir brauchen so dringend eine. Die Fiebernden haben sie nötiger als alle.»

«Tupfen», sagte der Arzt. Er streifte den linken Aermel zurück und kniff in die graue, schlaffe Haut. Die Stelle färbte sich purpurn.

«Ich muß unbedingt die Fieberkranken wegbringen. Sie also auch, Herr Stabsarzt.»

«Der Nächste», sagte der Arzt.

«Sie auch», wiederholte Abraham sehr deutlich.

«Und die Schlange da draußen? Wer kämpft gegen die Schlange, die immer länger wird?»

«Du kannst doch nicht mehr», sagte die Schwester.

«Jeder muß stehen bleiben, wohin er gestellt ist», sagte der Arzt. «Der Nächste.»

Abraham hatte nichts gehört. Er blickte auf die Schwester, die vor dem Tisch kauerte.

«Auch wenn die Stelle schwer ist», fügte der Arzt hinzu.

«Bei uns ist es schwerer», sagte Abraham. «Wir kämpfen nämlich gegen zwei, nicht nur gegen den Tod. Auch gegen den Teufel.» Seine hellen Augen wanderten abermals zu der Schwester. «Und der Kampf gegen den Teufel ist der schwerste», fuhr er fort. «Ich verliere an einem Stück. Wenn wir eine Schwester hätten, würden wir ihn vielleicht gewinnen.»

«Wir bleiben zusammen», sagte der Arzt. «Die paar Stunden bleiben wir noch zusammen.»

«Bei uns können Sie ja auch zusammen bleiben.»

«Wir bleiben hier zusammen», sagte der Arzt. «Hier. Das ist nämlich wichtig, daß wir hier zusammenbleiben, wo wir hingestellt sind. Und wo ich bleibe, da bleibt die Schwester auch. Und jetzt sei so gut, Hildegard, und gib mir eine Spritze.»

«Von Spritzen kannst du nicht leben.»

«Man muß von dem leben, was man hat.»

«Hast du sonst nichts?»

«Ich habe dich, Hildegard.»

Fortsetzung folgt